

Dr. Jörg Bernhard Bilke:

Mein amerikanisches Geschenk

Es war am Abend des 9. April 1945, in unserem Garten war es schon dunkel, und meine Mutter wollte mich ins Bett schicken, denn meine beiden Schwestern Karla und Marei und Base Maren im zweiten Stock schliefen schon. Ich war damals acht Jahre alt und besuchte in der Rodacher Volksschule die zweite Klasse. Vor einigen Stunden, als es noch hell war, hatten die mit einer gewaltigen Militärmacht anrückenden Amerikaner unseren weitläufigen Garten besetzt. Zwei von ihnen, einer mit schwarzer Hautfarbe, waren in den Hühnerstall eingedrungen, um unsre Hühner zu schlachten, aber meine Mutter hatte sie vorsorglich eingefangen und in den Taubenschlag gesperrt, wo sie nebeneinander auf einer Stange saßen und schliefen.

Als am Nachmittag die Amerikaner mit Dutzenden von Jeeps und Panzerspähwagen die Heldritter Straße heraufgefahren waren und hinter Alma Webers Haus in die von frischer Saat bedeckten Felder eingebogen waren, hatte ich mit neugierigen Kinderaugen am Gartenzaun gestanden und in die fremdländischen Gesichter gestarrt, in weiße, schwarze, gelbe und rote. Die Stadt Rodach, in der ich seit 1943 in die Schule ging, war noch nicht erobert, in unserem Garten, zwischen der Glanzgoldfabrik meines Vaters und unserem Wohnhaus, stand ein amerikanischer Jeep, in dem ein aufgeregter Offizier saß, der ständig mit den Resten der Stadtverwaltung, die noch im Rathaus verblieben waren, telefonierte: „Rodach, surrender!“ (Rodach, ergib dich!) schrie er ins Telefon, immer und immer wieder. Aber Rodach ergab sich nicht, obwohl der Bürgermeister längst auf den Georgenberg geflohen war und zusah, wie seine Stadt brannte!

Wir wohnten außerhalb der Panzersperren und waren nun amerikanisch besetztes Gebiet. Die fremden Soldaten hatten sich auf

den Feldern ringsum Gruben ausgehoben, die sie mit Stroh aus Fladts Bauernhof, unseren Nachbarn in der Heldritter Straße, auspolsterten, um darin zu schlafen. Einige Soldaten aber waren in unseren Garten vorgedrungen, hatten die längst morsch gewordenen Zaunlatten abgerissen und zerbrochen, um Feuer zu machen für ihr Abendbrot. Als es dunkel geworden war, sprach mich vor unserer Waschküche ein amerikanischer Soldat an, deutete auf zwei schwarze Kästen und sagte, die könnte ich mitnehmen.

So war der Stand der Dinge, als mich meine Mutter ins Bett schicken wollte. Sie hatte Angst um mich und wollte ohnehin am nächsten Morgen mit den Amerikanern sprechen, weil die mit einem Jeep auf unseren Aschehaufen gefahren waren, in den wir eine Kiste mit Lebensmitteln eingegraben hatten. Meine Mutter fürchtete, wenn der Jeep beim Vormarsch der Amerikaner Richtung Coburg nach vorn über den Aschehaufen fahre, könnte er unsere Vorräte zerquetschen.

Aber ich durfte dann doch die beiden geschenkten Kisten durch die Waschküche ins Wohnzimmer schleppen, meine Mutter und ihre Schwester, die Tante Reni, die seit dem Winter 1943 bei uns wohnte, öffneten sie: Es waren ein Grammofon zum Aufziehen mit einer Kurbel und eine Schallplattensammlung, die die Amerikaner irgendwo in Thüringen hatten mitgehen lassen.

Dann zogen sie die Fensterläden zu, verschlossen die Fenster, löschten das Licht und sahen sich bei Kerzenschein die Schallplatten an. Mindestens zehn davon zerbrachen sie und warfen sie in den Müll, darunter das „Deutschlandlied“, den „Badenweiler Marsch“ und das „Horst-Wessel-Lied“. Mein amerikanisches Geschenk wurde immer kleiner! Ich höre heute noch das Knirschen der Platten, wenn sie zertrümmert wurden, es war doch mein Geschenk!

Noch Jahre nach dem Krieg waren diese Plattensammlung und das Grammofon mein ganzer Stolz! In den Nachkriegssommern in der Heldritter Straße verbrachten wir die Wochenenden oft mit den Flüchtlingskindern, die bei uns oder in der Nachbarschaft wohnten, auf Decken unter den Apfelbäumen, wir tranken Brause mit Waldmeistergeschmack und redeten miteinander oder hörten Musik. Der Apfelbaum neben dem Wäscheplatz hatte so niedrige Äste, dass

sie fast auf dem Boden lagen. Wir Kinder konnten im Herbst die Äpfel aufessen, ohne sie vorher pflücken zu müssen, nur der Krüps blieb am Ast hängen.

Unter den Platten waren der „Finnische Jägermarsch“ und der „Steinmetzmarsch“ oder österreichische Musikstücke wie „Drunt in der Lobau“ und „Da draußen in der Wachau“. Am beliebtesten aber waren bei uns Nachkriegskindern die chilenische Sängerin Rosita Serrano mit ihrem Lied „Roter Mohn“ und die Johann-Strauß-Operette „Der Zigeunerbaron“, hier besonders das Duett „Wer uns getraut“. Wir waren arglose Kinder und wussten nicht, was wir sangen, weil wir die Worte nicht verstanden, aber wir sangen mit Inbrunst. So kam es denn auch, dass meine Schwester Karla einmal, sieben oder acht Jahre alt, am Gartenzaun stand und Rudi Schurickes Lied „Schenk mir dein Lächeln, Maria“ sang, nur mit falschem Text. Dass man sein Lächeln verschenken konnte, das verstand sie nicht. Also sang sie: „Schenk mir dein Löchlein, Maria“.

Den Text, den Rosita Serrano über den „Roten Mohn“ sang, verstanden wir auch nicht, höchstens die zwei Zeilen „Roter Mohn, warum welkst du denn schon? Wie mein Herz sollst du glüh`n und feurig loh`n!“ Es musste irgendetwas mit Liebe zu tun haben, aber dafür waren wir noch zu jung. Außerdem sang sie mit südamerikanischem Akzent, was uns nicht gefiel!

Der Österreicher Johann Strauß war uns da näher! Wir standen zu siebt am Gartenhaus, das auf einer Anhöhe lag, und verteilten die Rollen. Der Erhard aus dem Dammüllersweg sang zuerst: „Wer uns getraut? Ei sprich!“, dann setzte Karin, die aus Königsberg in Ostpreußen zu uns nach Rodach geflohen war, ein: „Sag du`s!“ Dann sangen sie gemeinsam: „Der Dompfaff, der hat uns getraut!“, und danach sangen alle Kinder: „Der Dompfaff, der hat sie getraut.“

Das alles bereitete uns wochenlang über mehrere Sommer ein unglaubliches Vergnügen! Die Gesangsrollen wurden wechselseitig besetzt. So waren einmal der Kalle aus Ohlau in Schlesien der erste Sänger und Astrid aus dem Nachbarhaus die Sängerin. Dann wollten wir wissen, wie weit unsere Stimmen den Gesang in den Garten trügen. Wir stellten das Grammofon vor das Gartenhaus, und der

Chor, der aus fünf Kindern bestand, stellte sich daneben. Der erste Sänger stand unter dem Walnussbaum im Gemüsegarten an der Heldritter Straße und die Sängerin unter der Tanne neben dem Hühnerhaus. Wir konnten alle gegenseitig hören und waren glücklich!

Wie der Text des Liedes weiterging, das wussten wir nicht. Da behelfen wir uns mit „Barambababamm, barambababamm“ und wiegten unser Oberkörper im Rhythmus. Aber dann kamen noch zwei Zeilen, die wir mit voller Lautstärke sangen: „Die Liebe, die Liebe ist eine Himmelsmacht!“ Danach lachten wir und sanken einander in die Arme.

Im Sommer 1950, da war ich 13 Jahre alt, haben wir uns das letzte Mal in unserem Garten getroffen. Den Plattenkasten gab es noch, aber einige Platten waren verschwunden. Das Grammofon machte auch entsetzliche Geräusche beim Abspielen, weil die Nadeln verbraucht waren, und die Kurbel zum Aufziehen ließ sich kaum noch drehen. Und unser Operettenchor lief auch auseinander.

Wir sahen uns nie wieder, obwohl wir doch alle noch in Rodach lebten. Ab und an sah ich einen Jungen oder ein Mädchen aus unserem Chor beim Kinderfest am Schießhaus oder auf dem Sportplatz am Waldbad, aber niemals kamen wir zusammen und sangen. Die Mädchen heirateten rasch und zogen weg. Kalle aus Ohlau hatte im Urlaub eine schwedische Touristin kennen gelernt und wurde in Trelleborg ansässig. Karin aus Königsberg ging nach Stuttgart, wo sie einen Rechtsanwalt heiratete.

Fast 40 Jahre später, nach dem Mauerfall in Berlin am 9. November 1989, als die Grenzen geöffnet waren, fuhr ich noch einmal nach Rodach. Die Thüringer strömten in diesen Tagen in Scharen zum Rathaus, um ihr Begrüßungsgeld abzuholen, die Warteschlange reichte bis zum Marktbrunnen. Am Schaukasten des Sportvereins Rodach, der neben dem Tabakladen vom Bräckleins Uller an der Hauswand hing, stand einer, der mir den Rücken zukehrte. Er kam mir merkwürdig bekannt vor. Und als ich dann den Leberfleck hinter dem rechten Ohr sah, wusste ich, wer da stand. Es war der Heinrich aus Gleiwitz in Oberschlesien, der uns immer die Geschichte vom letzten Schultag am 29. Januar 1945 erzählt hatte, bevor er am 30. Januar mit

seinen Eltern und Geschwistern auf die Flucht gegangen war, die dann nach Wochen in Rodach enden sollte. Am letzten Schultag wäre der Lehrer von Bank zu Bank gegangen, hätte jedem Schüler die Hand gedrückt und ihm alles Gute für sein Leben gewünscht. Dann hätte er sich neben das Pult gestellt und gesagt, dass er nicht wüsste, ob wir uns jemals wiedersehen würden. An der Klassentür hätte er sich noch einmal umgedreht, und alle hätten sehen können, wie ihm die Tränen übers Gesicht liefen!

Ich stand also hinter Heinrich aus Gleiwitz und sah ihm zu, wie er die Aushänge studierte. Dieser Schaukasten war in den fünfziger Jahren ein beliebter Treffpunkt fußballbegeisterter Jugendlicher, die dort in einer Geheimsprache redeten: Bamberg steigt auf, Nürnberg steigt ab oder umgekehrt. Ich beugte mich nach vorn und sagte mit leiser Stimme: „Wer uns getraut? Ei sprich. Sag du`s!“ Er drehte sich blitzschnell um und sah mich entgeistert an. Ich merkte, wie es in seinem Kopf arbeitete, dann fragte er: „Bist du`s, Jörch?“ Und dann umarmten wir uns und sangen „Der Dompfaff, der hat sie getraut!“ Nach einer halben Stunde trennten wir uns, er ging über den Marktplatz zur Coburger Straße. Am „Schmerl“ drehte er sich noch einmal um und sang: „Die Liebe, die Liebe ist eine Himmelsmacht!“

Jörg Bernhard Bilke

27. Februar 2024